



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Hüffer, Franz: Provenzalische Streit- und Rügelieder.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Provenzalische Streit- und Rügeliieder.

„Die ganze Christenheit, Juden und Sarazenen, Kaiser, Könige, Herzoge, Grafen und Vicegrafen, Komthure, Vasallen und alle anderen Ritter, Priester, Bürger und Bauern, Groß und Klein richten täglich ihren Sinn auf Singen und Dichten, indem sie entweder selbst singen oder zuhören wollen. Kein Ort ist so öde und entlegen, daß man, wenn nur Menschen ihn bewohnen, nicht in ihm von Einzelnen, oder von Vielen gemeinsam singen hörte, und selbst der Berghirten größte Freude ist Gesang. Alle guten und bösen Dinge der Welt werden durch die Trobadors bekannt gemacht, und es gibt keine üble Nachrede, welche ein Trobador einmal in Reim und Vers gebracht hätte, die nicht täglich wiederholt würde“. Mit diesen Worten empfiehlt der provenzalische Dichter Raimon Vidal sein gelehrtes Werk über die *razos de trobar*, die Regeln der Dichtkunst und führt uns damit selbst in die Sangesfluthen seiner liederbewegten Zeit. Wie er die unschuldige Freude schildert, welche die heiteren Gefänge der Liebe Allen vom Herrn der Christenheit bis hinab zum armen Hirten des fernen Gebirges erweckten, so weist er in dem Schlusse der angeführten Zeilen schon auf einen ernsten Beruf und Einfluß der Liederkunst jener Tage hin. Wir besitzen Zeugnisse aus dem Munde der hervorragenden Trobadors, daß sie es als heilige Pflicht ansahen, neben der Feier lieblicher Frauen ihre Kunst auch der Belehrung, Anspornung und der zürnenden Rüge zu weihen. Diesem ernsteren Berufe war die eine Hauptgattung der provenzalischen Liebbildung das *Sirventes*\*) ge-

\*) Eine genaue Bestimmung des Begriffes *Sirventes* möchte äußerst schwer zu geben sein. Das Wort wird von dem lateinischen Verbum *servire* abgeleitet und durch „Lied eines Dienenden etwa zum Lobe seines Herrn“ zu übersetzt. Die „*leys d'amors*“, „die Gesetze der Liebe“ unter welchem pikanten Titel sich eine alte provenzalische Grammatik und Poetik verbirgt, nennen *Sirventes* „ein Lied, welches Tadel und Rüge enthält und die Bösen und Thörichten züchtigt“, „auch — fügen sie hinzu — kann es von Kriegsthaten handeln“. Spätere Poetiken bezeichnen die im Dienste der Jungfrau Maria gedichteten Lieder als *Serventeses*. Im Allgemeinen ist darunter wohl jedes lyrische Gedicht zu verstehen, welches im Gegensatz zur *Canzone* nicht erotischen Inhaltes ist, ohne daß damit eine nähere Abgrenzung der Form und dem Inhalte nach gegeben wäre. — (*Sirventes* ist das Lied der *Sarviente*, derer, die den Kettenpanzer — ahd. *Sarawi* — tragen, also: Kriegerlied. Die Red.)

Grenzboten II. 1869.

widmet, während den sanfteren Weisen der Canzone die ritterliche Huldigung der Schönheit anheimfiel. Das Liebeslied konnte trotz aller Kunst und Farbenpracht der Behandlung eine gewisse Einförmigkeit nicht vermeiden; dagegen bot die Auswahl der verschiedenartigsten Stoffe auf religiösem, politischem und literarischem Gebiete den fecken Sängern Gelegenheit zur reichsten Entfaltung ihres Witzes dar.

An dem nöthigen Freimuthen ließen es die Trobadors dabei nicht fehlen. Mit einer für uns kaum begreiflichen Verwegenheit richteten sie ihre Waffen gegen die mächtigsten Gewalthaber in Staat und Kirche und verfechten es dabei, ihre sachlichen Gründe durch besonders empfindliche persönliche Angriffe zu unterstützen. Allerdings mußte der Dichter sich auf Repressalien der schlimmsten Art gefaßt halten, denn, wo die Waffen des Geistes nicht ausreichten, scheute der Beleidigte vor wirksameren Bestrafungsmitteln, ja vor der rohsten Gewaltthat nicht zurück. So entzog Karl von Anjou dem Trobador Bertran von Maçon wegen eines Nügeliedes die Erhebung eines ihm zukommenden Zolles und der berühmte Marcabrun mußte seine Spottsucht durch den Tod von der Hand beleidigter Barone büßen. Man hat die Sirventesdichtung des 12. und 13. Jahrhunderts nicht unpassend mit dem modernen Journalismus in Parallele gesetzt; in der That könnte man darüber in Zweifel sein, welchem von beiden der mächtigere Einfluß auf die Herzen der Zeitgenossen zuzuschreiben sei. Für eine rasche durch mündlichen Vortrag noch gehobene Verbreitung eines Nügeliedes war durch umherziehende Sänger wenigstens in dem Kreise der Betheiligten gesorgt, und eine gleiche Kühnheit in der Beurtheilung öffentlicher und persönlicher Gegner, wie sie in der Sirventesdichtung herrscht, würde heute der Presse kaum in den freiesten Ländern gestattet sein. Für die gefährliche Macht, die dem Trobador zu Gebote stand, spricht schon der Umstand, daß sangesgewandte Fürsten und Herren sich oft der Sirventeses als Angriffs- und Vertheidigungswaffe bedienten. So beschuldigt Richard Löwenherz in einem heftigen Nügeliede den Delfin Robert von Auvergne des Bundesbruchs und durch Geld erkaufte Treulosigkeit; dieser weist alsdann seine Vorwürfe in derselben künstlichen Strophenart zurück. Daß aber auch Angriffe niedriger gestellter Dichter der Erwiederung nicht unwerth geachtet wurden, beweist ein Liederstreit desselben Delfins von Auvergne mit einem Bürger Peire Pelissier. Dieser hatte die Muse in den Dienst Mercur's gestellt und den vornehmen Herrn in einem Liede ziemlich unsanft an alte rückständige Schulden gemahnt. Der Delfin antwortet voller Entrüstung und nennt den Pelissier einen bäurischen Höfling.

Bei der großen Mannichsältigkeit der Gegenstände, welche die Trobadors ihrer Kritik unterwerfen, so wie der rücksichtslosen Offenheit ihres Verfahrens

ist die Entstehung einer reichen historisch und psychologisch anziehenden Sirventeslitteratur leicht erklärt. Eine nur einigermaßen vollständige Uebersicht des gesammten Materials würde die Grenzen dieser Zeitschrift weit überschreiten; es mußte daher mein Bestreben sein, auf bestimmte charakteristische Gruppen von Dichtern und Dichtungsstoffen ein helleres Licht fallen zu lassen.

Vielleicht am Interessantesten tritt die Volks- und Einzelindividualität hervor, wo der Trobador für sein eigenes Interesse oder für die Wahrung vaterländischer Eigenthümlichkeiten gegen eindringende geistliche und fremdländische Gewalten zu Felde zieht. Dann bricht oft die leicht zu entsachende Blut des südfranzösischen Geistes in ursprünglicher Kraft hervor und die Wirkung ist um so gewaltiger, da weder Furcht noch die Rücksichten feinerer Bildung und Humanität dem ritterlichen Sänger eine Schranke setzten. Mit gleicher Lebhaftigkeit behandeln die Trobadors auch poetische, moralische oder psychologische Streitfragen, und der Vertreter einer der ihrigen entgegengesetzten Ansicht gilt ihnen oft als der gefährlichste persönliche Feind. Aber gerade dieses Einsetzen des ganzen Menschen, so sehr es die Ruhe und Klarheit der Discussion beeinträchtigen mochte, erhöht den Reiz des Gedichtes. Es wird hierbei besonders darauf ankommen in dem Geiste einzelner hervorragender Männer „den Geist der Zeiten“ selbst sich bespiegeln zu lassen. Die bedeutendsten dahingehörigen Trobadors lebten in dem 12. und dem ersten Viertel des 13. Jahrhunderts, also in der Blüthezeit provenzalischer Poesie, und eine seltene Sangeslust und Sangeskraft, wie sie nur aus allgemeiner Theilnahme der besten Zeitgenossen hervorgehen konnte, weht uns aus ihren Strophen entgegen.

Doch diese Theilnahme an den dichterischen Gebilden mußte bald den mit Macht andringenden Wogen religiöser und politischer Kämpfe weichen. Der Geschmack des Adels für die feineren Weisen höfischer Kunstdichtung erkaltete allmählig, durch die Kargheit der Großen sank auch die bürgerliche Stellung der Trobadors, und das immer weiter vordringende nordfranzösische Element übte auch auf die Sprache den zerstörendsten Einfluß. Gegen das Einreißen roher Geschmacklosigkeit hielten die besseren Trobadors noch lange das Banner der Kunst hoch, und diesen Bestrebungen verdanken wir eine Reihe der trefflichsten Mahn- und Rügelieder. Der gefährlichste Feind jedoch, welcher sich der frischen keine Beschränkung duldenden Art südfranzösischen Geistes entgegenstellte, war Rom und die Hierarchie. Der Bekämpfung dieses Feindes weiheten die späteren Trobadors die vollsten Töne ihrer Leier, die mächtigsten Schläge ihres Schwertes. Daß diese Klänge erfolglos verhallten, daß die edlen Dichter ihr Blut vergeblich verspritzten, daß Simon von Montfort an der Spitze des fanatischen Kreuzheeres den lauten Ruf nach Freiheit erstickte, kann den Werth ihres Strebens nicht mindern.

Unter den zahlreichen Vertretern der persönlichen *Sirventese* gibt es vorzüglich zwei Sänger, welche durch dichterische Begabung und Originalität, in Leben und Meinungen die Mitstrebenden so bedeutsam übertreffen, daß der Blick beim Ueberschauen des ganzen Gebietes unwillkürlich an ihnen haften bleibt. Es sind dies der berühmte Marcabrun und der von den Zeitgenossen ebenso gefürchtete wie geehrte Mönch von Montaudon. Schon die Laufbahn des letzteren vom rauhen Ordenskleide bis zum heiteren Gewande und zur ungezügelten Lebenslust eines freien Dichters gewährt ihm Anspruch auf den Namen eines Originals. Den Namen des Mönches haben uns die alten Handschriften nicht überliefert, doch erfahren wir, daß er aus einer vornehmen Familie stammte, welche ihren Sitz auf dem Schlosse Vic in Auvergne hatte. Er wurde, wie sich die Lebensnachricht naiv genug ausdrückt, „zum Mönch gemacht“, trat in die seinem Stammschloß benachbarte Abtei Orlac ein und bald sandte ihn sein Abt als Prior nach Montaudon. Bald zeigte es sich, daß er eben nur ein „gemachter Mönch“ war, denn er fing an im Kloster Strophen zu dichten und *Sirventese* über die Tagesereignisse der benachbarten Gegenden. Die Cavaliere aber und die Grafen der umliegenden Schlösser fanden Gefallen an seinem fecken Wesen, zogen ihn zu ihren Festen und Gelagen und beschenkten ihn reichlich. All seinen Gewinn wandte er der ihm untergebenen Priorei zu, und der Aufschwung, den diese nahm, mochte ihm die Verzeihung seiner Obern für die mannichfachen Uebertretungen der Ordensregeln sichern. Endlich wandte sich der Mönch mit der inhaltvollen Bitte an den Abt von Orlac, es möge ihm erlaubt sein, sich in seinem Thun und Lassen nach den Befehlen des Königs Alfons von Aragon zu richten. Der fromme Vater Abt gewährte die Bitte dem um das zeitliche Gedeihen der Mitbrüder so wohl verdienten Prior, und König Alfons, ein eifriger Förderer der freien Muse, hatte nichts Giltigeres zu thun, als dem Mönch zu befehlen, daß er Fleisch essen, heiteren Gesang pflegen und sich um die Gunst einer Dame bewerben solle. „Und so that er“, setzt die Handschrift hinzu.

Um diese Zeit befanden in Puy Sainte Marie Zusammenkünfte der vornehmsten Edlen und Grafen, der berühmtesten Sänger und der schönsten Frauen statt, welche den ritterlichen Uebungen auf dem Turnierplatze und dem edleren Wettstreit geschickter *Trobadors* geweiht waren. Zum Vorsteher dieser Feste, zum „Herrn des Hofes von Puy“ wurde jetzt der Mönch von Montaudon ernannt und mußte in dieser ehrenvollen Eigenschaft den berühmten Sperber halten. Mit dem Sperber aber hatte es folgende Bewandtniß. Bei einem jeden der in bestimmter Zeitfolge wiederkehrenden Feste trat der Herr des Hofes von Puy in die Mitte der Versammelten, nahm einen Sperber auf die Faust und wartete, bis ihm einer der reichen freigebigen Barone

denselben abnahm. Diese Uebernahme des Sperbers verpflichtete den Betreffenden die oft nicht unbeträchtlichen Kosten des Festes zu tragen. Daß man unsern Mönch zu einem solchen Ehrenamte erwählte, zeugt deutlich von seinem Ruhm als Dichter, und von der Unbefangtheit, mit welcher seine Zeit die bindende Kraft Klösterlicher Gelübde ansah. —

Nachdem sich der Hof von Puy aufgelöst hatte, begab sich der Mönch nach Spanien, wo ihm sein Abt die Prieorei Villafranca übertragen hatte. Auch diese bereicherte er durch seinen Sängerlohn und starb dort in hohem Ansehen. Die Zeit seiner Blüthe fällt in die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts. — Wenn wir aus dieser kurzen Lebensskizze schon einen Schluß auf den frischen ungezügeltten Frohsinn des Dichters machen konnten, so wird derselbe durch seine Lieder in vollem Maße bestätigt. Um über seine Neigungen gar keinen Zweifel aufkommen zu lassen, setzt der Mönch in zwei umfangreichen Liedern mit seltener Offenheit auseinander, was in der Welt sein gerechtes Mißfallen erregen muß. Ein drittes Lied schildert die angenehme Rehrseite der menschlichen Dinge.

Als verabscheuenswürdig gelten ihm in erster Reihe rauffüchtige und prahlerische Menschen, ein lahmdendes Pferd, ein junger Ritter mit unverhauener Schilde, ein härtiger Mönch, eine stolze, obwohl arme Dame, und endlich ein Gemahl, der seine bessere Hälfte mit zu großer Zärtlichkeit im Herzen trägt. Besonders dieser letztere Punkt ist für die Auffassung ehelicher Verhältnisse unter den Troubadours charakteristisch. Ferner mißfällt ihm ein kleines Stück Fleisch in einer großen Schüssel; daß ihn zu viel Wasser mit wenig Wein gemischt vollends zur Verzweiflung bringen kann, würden wir auch ohne das angerufene Zeugniß des heiligen Martin glauben. Nachdem wir über die kulinarischen Grundsätze des Mönches unterrichtet sind, läßt er uns in gleicher Weise in die Geheimnisse seines Herzens Einblick thun. Besonders üble Erfahrungen scheint er an schon gereifteren aber doch noch liebebedürftigen Mitgliedern des schönen Geschlechts gemacht zu haben. Dreiviertelmal kommt er auf diesen verhassten Punkt zurück und immer werden seine Ausdrücke bitterer und gereizter. So:

Ich sag' euch, daß mir schrecklich widersteht  
Ein altes Weib, das noch verliebt sich dreht.

Einmal versteigt er sich sogar zu dem ungalanten Ausdruck *vielha caserna*, altes Haus. — So fährt er fort mit Klagen über bösen Wind bei beabsichtigter Seefahrt, schlecht gefütterte Pelzkappen, falsche Freunde, ungeschickte Geigenspieler und Sänger und andere Uebelstände dieser bösen Welt. Die ganze Litanei der Heiligen wird zu Zeugniß und Hülfe angerufen, oft bei Veranlassungen so bedenklicher Art, daß man geradezu an einen italienischen

Banditen erinnert wird, welcher vor dem beabsichtigten Raubzug noch erst einmal sein Madonnenbild um Schutz ansieht. Als Gegenstück zu diesen beiden Liedern theilt uns der Mönch in einem dritten mit, welche Dinge ihm gut und erfreulich dünken. Hierher gehören zunächst Lust und Fröhlichkeit, Gastereien, freigebiges ritterliches Wesen und edle Frauen. An einem vornehmen Mann, liebt er vor Allem gegen die Freunde treues redliches Bezeigen, den Feinden gegenüber aber bitteren Haß. Dieselbe unchristliche Gefinnung wiederholt er noch einmal im Verlauf des Gedichtes, wo es heißt:

Es freut mich, wenn mein Feind muß sterben,  
Noch mehr, stürz' ich ihn ins Verderben.

Aber der Dichter ist auch sanfteren Regungen nicht verschlossen. In zwei reizenden melodischen Strophen schildert er die Lust, mit der Geliebten im Arm, am Bach unter blühenden Büschen die schönen Sommertage zu verträumen. Dabei sind aber die Freuden der Tafel nicht vergessen und kommen in diesem Gedichte durch den materiellen Wunsch nach einem recht großen Salm zur Nonnenzeit zum berechtigten Ausdruck.

Man wird es begreiflich finden, daß ein so entschieden zu derber Realist neigender Dichter, wie der Mönch von Montaudon, in den überschwänglichen Anschauungen des ritterlichen Minneliedes sich nicht heimisch fühlen konnte. So sind denn auch die Canzonen unseres Trobadors, welche er dem Gebrauche der Zeit gemäß zum Preise einer Dame zu singen fast verpflichtet war, mehr durch anziehende oft schlagende Vergleiche als durch Wärme der Empfindung ausgezeichnet. Sein Feld war die satirische Bekämpfung ihm entgegenstrebender Zeitströmungen und gerade gegen die höchsten Ideale ritterlichen Fühlens, gegen die Frauen richtete er mit Vorliebe die Pfeile seines Witzes. Es gehören hierher zwei Sirventese unseres Trobadors, welche durch Originalität der Einkleidung und beißende Schärfe der Satire Berücksichtigung verdienen. Beide Gedichte behandeln die schon damals übliche Sitte oder Ansitte des schönen Geschlechts die Jugendblüthe der Wangen durch Mittel der Kunst noch zu erhöhen, oder ihr frühzeitiges Welken zu verhüllen. Der Dichter führt uns in die Debatte eines Rechts Handels ein. Der Schauplatz ist der Himmel, der Richter niemand geringeres als Gott Vater in eigener Person, Kläger sind die Mönche, welche behaupten, daß die Damen durch ihre gemalten Wangen den Glanz der Botivbilder noch überstrahlen; die Malerei sei ihre, der Mönche Erfindung und die Damen hätten gar kein Recht, dieselbe zu ihren profanen Zwecken zu mißbrauchen.

Aber die Damen weisen die Anklage mit Entrüstung zurück und versichern ihrerseits, die Kunst des Malens sei von den Frauen schon geübt worden, noch ehe man überhaupt an Botivgemälde gedacht habe. Zum Aus-

gleich thut Gott den Vorschlag, die Mönche sollten den Damen, welche die verhängnißvolle Grenze der Fünfundzwanzig noch nicht überschritten, den Gebrauch der Schminke noch fernere 20 Jahre, also etwa bis zum 45sten Lebensjahre gestatten. Aber die ungalanten Mönche wollen höchstens zehn Jahre bewilligen, und nur der diplomatischen Feinheit der hh. Petrus und Laurentius gelingt es, einen Frieden zu Stande zu bringen, wonach den Damen 15 Jahre freigegeben werden. Aber, fügt der Dichter hinzu, ich sehe den Eid gebrochen von den Frauen, die ihn doch halten sollten; das ist nicht schön, Wenige nur giebt es, die ihrem Versprechen treu bleiben. Und jetzt folgt eine detaillirte Aufzählung aller derjenigen nützlicher zu verwendenden Ingredienzien, aus welchen die Schminke bereitet wird. „Den alten Mönchen nehmen sie die Bohnen, die einzige Speise, welche diese verlangen können, so daß ihnen nun nichts mehr übrig bleibt. Auch den Safran, welchen man besser zu feinen Saucen an Ragout benutzen könnte, haben die Frauen so vertheuert, daß man sich, wie uns Pilger berichten, jenseit des Meeres darüber beklagt. Mögen sie doch die Fahnen und Waffen der Kreuzfahrer ergreifen und sich aus Palästina den Safran selbst holen, dessen sie so sehr bedürfen.“ — In dem zweiten Gedicht sind die Damen auf Verletzung des Vertrages angeklagt worden. Der Herrgott scheint in seiner Verlegenheit, wie er sich seinen schönen Töchtern gegenüber benehmen soll, den Mönch von Montaudon zu einer Vorberathung beschieden zu haben. „Mönch — beginnt der Herr — ich höre, die Damen haben ihren Vertrag gebrochen, gehe hinunter aus Liebe zu mir, und sage ihnen, wenn sie sich wieder mit Farben bemalen, so werde ich dieselben wieder abwischen. Jetzt aber nimmt der Dichter, der vielleicht seit der letzten Scene zarten Einflüsterungen nicht unzugänglich geblieben, entschieden die Partei der Damen und spricht zu dem zürnenden Richter: „Sachte, sachte, lieber Herr, Ihr müßt mit den Frauen Geduld haben, denn es liegt in ihrer Natur, daß sie ihr Antlitz lieblich schmücken.“ Gott erwidert, die Damen würden in seine Machtvollkommenheit eingreifen, wenn sie den Gesetzen der Natur entgegen sich durch künstliche Farben die ewige Jugend erhalten wollten, aber der Mönch erklärt, es werde nur übrig bleiben, den Frauen nie alternde Schönheit zu gewähren oder die Malerei überhaupt dem Menschengeschlecht zu nehmen. Der weitere Verlauf des Gespräches wird unmittheilbar, doch scheint der Herr aus der Rolle des „guten Mannes“ trotz einiger böser Drohungen nicht heraustreten zu sollen. — Die feste Persifflage auf die Schwächen der Frauen muß bei einem ritterlich gebildeten Troubadour Wunder nehmen, noch auffallender aber ist die unziemliche Weise, in welcher die Gottheit selbst in die Handlung gezogen wird. Mag man der Naivetät des Zeitalters noch so viel hingehen lassen, dem

höchsten Wesen frivole, ja geradezu unanständige Reden in den Mund zu legen, wie das in den unterdrückten Stellen des Gedichts geschieht, muß bei einem Geistlichen befremden. Ähnliche Erscheinungen in volkstümlichen Schelmenliedern oder Bühnenaufführungen sind damit gar nicht auf eine Stufe zu stellen. — Uebrigens war diese Art, sich in persönlichem Verkehr mit Gott und den Heiligen darzustellen, bei unserem Dichter besonders beliebt. Ein Lied, welches nach einer längeren Unterbrechung seiner Wanderungen im Kloster Montaudon entstanden zu sein scheint, beginnt in folgender Art:

Jüngst kam ich im Himmel an.  
 Traun mit Lust erfüllt mich dies,  
 Denn mich mild willkommen hieß  
 Gott, dem Alles unterthan,  
 Meer und Land und Bergeskronen.  
 „Weshalb nahtst du meinem Thron  
 Und wie geht's in Montaudon,  
 Wo dir viel Gefährten wohnen?“

Im weiteren Verlaufe legt der Dichter geschickt Gott selbst die Aufforderung in den Mund, das Kloster wieder zu verlassen und singend durch die Welt zu ziehen, „denn“, spricht der Herr, „mir ist lieber, wenn du lachst und singst, die Welt wird fröhlicher und Montaudon zieht Nutzen davon.“ — Wenn unser Dichter, wie wir gesehen, gegen alle Regeln der Courtoisie die Frauen mit seinem Spotte traf, so ist es begreiflich, daß er gegen sein eigenes Geschlecht und insbesondere gegen seine Kunstgenossen nicht mehr Rücksicht übte. Ein von ihm erhaltenes Sirventes ergeht sich über eine große Anzahl der beliebtesten gleichzeitigen Trobadors in den schonungslosesten Ausdrücken. Als Vorbild zu seinem Sirventes diente dem Mönch von Montaudon ein ähnliches Gedicht des Trobadors Peire von Auvergne, worin dieser beliebte Dichter den collegialischen Gesinnungen gegen zwölf seiner Kunstgenossen Lust macht. Mehrere der von Peire Gemißhandelten sind uns gänzlich unbekannt, doch scheinen alle zu ihrer Zeit bedeutenden Ruhmes genossen zu haben.

Die Art der Polemik zu kennzeichnen, möge der Inhalt einiger Strophen Peire's hier folgen: „Guiraut de Borneil gleicht einem trockenen Tuche in der Sonne mit seinem dünnen erbärmlichen Singen, welches wie das einer alten Eimerträgerin klingt. Wenn er sich selbst im Spiegel sähe, würde er sich seiner Hagebutte werthschätzen.“ Bernart von Ventadour, dem süßen Sängler der Liebe, wird seine niedere Herkunft vorgeworfen. Er ist — heißt es — noch um ein Stück kleiner wie Guiraut de Borneil. In seinem Vater hat er einen wackeren Knecht beim Bogenschießen, und seine Mutter heizte den Ofen und sammelte Reisig. In dieser Weise geißelt und schimpft

Peire durch zwölf Strophen hindurch, um endlich in der letzten aus den Trümmern zerbrochener Ehrensäulen den Bau des eigenen Ruhmes desto stolzer emporsteigen zu lassen.

„Peire von Auvergne an Stimme reich  
Weiß hoch und tief zu singen gleich  
Und süß sein Lied der Brust entweht.  
Des höchsten Ruhmes Preis ist sein,  
Nur könnt' er etwas klarer sein,  
Da jetzt kaum einer ihn versteht.“

Unter dem scheinbaren Vorwurfe der Unklarheit liegt nur noch größeres Selbstlob verborgen, denn die schwerverständliche Dichtart galt für ein Zeichen höchster Begabung und nur dieser verdankte z. B. auch Arnaut Daniel den ihm auch von Dante zuerkannten Ehrenplatz unter allen Trobadors. Die letzte selbstgefällige Strophe Peire's ist übrigens einem eigenthümlichen Verhängniß anheimgefallen, indem von einem witzigen Abschreiber die ersten Zeilen der Strophen in nichts weniger als schmeichelhafter Weise umgestaltet sind. „Peire von Auvergne — heißt es nun — hat eine Stimme, daß er singt wie ein Frosch im Sumpfe, und er erhebt sich selbst vor aller Welt.“ Uebrigens galt Peire für einen bedeutenden Dichter und sein überhoch geschraubtes Selbstbewußtsein mochte verzeihlich erscheinen. Die alten Lebensnachrichten nennen ihn „den besten Trobador der Welt, bis Guiraut von Barneil kam“, und Nostradamus erzählt, er habe bei den Damen so sehr in Gunst gestanden, daß ihm das süße Vorrecht geworden, nach jedem Gesange die schönste aus ihrem Kreise küssen zu dürfen. — Dem mitgetheilten satirischen Kugelied Peire's schloß sich der Mönch von Montaudon in würdigster Weise an. „Peire der Auvergnate — heißt es in einem seiner Gedichte — trägt sein Gewand schon 30 Jahre. Er ist dürrer wie Brennholz und sein Gesang wird immer schlechter. Seit er sich zu Clermont mit einer Dirne einließ, hat er kein gutes Lied mehr gedichtet.“ „Arnaut Daniel hat sein Leben lang nichts Gutes zu Stande gebracht, sondern nur verwirrtes Zeug, welches kein Mensch versteht.“ Folquet von Marseille, den heiteren Trobador, späteren Bischof von Toulouse und grausamen Ketzerverfolger nennt der Mönch nach dem Gewerbe seines Vaters einen Krämer und sagt, er habe einen tollen Eid geschworen, keine Lieder mehr zu dichten, werde ihn aber gewiß nicht halten. Den bittersten Spott jedoch gießt unser Dichter über einen Trobador aus, dessen fast an Wahnsinn grenzende Selbstüberhebung der Satire allerdings den günstigsten Spielraum gewährte, Peire Vidal. Dieser war der Sohn eines Kürschners, doch durch seinen Gesang weit berühmt. Er glaubte den Frauen gegenüber unwiderstehlich zu sein,

mußte aber seine Prahlereien theuer genug bezahlen, indem ein eifersüchtiger Gemann, von dessen Gattin er sich heimlicher Liebesbeweise rühmte, ihm die Zunge durchstechen ließ. Auf einem Kreuzzuge heirathete er in Cypern eine Griechin und kehrte mit ihr in seine Heimath zurück. Jetzt bildete er sich ein, seine Gattin sei eine Tochter des griechischen Kaisers und er selbst habe somit ein Recht auf den Thron seines Schwiegervaters. In Folge dessen nahm er das griechische Wappen an, ließ sich Kaiser nennen und gedachte sogar durch Ausrüstung einer Flotte seinen Ansprüchen Geltung zu verschaffen. Diese Thorheiten machten ihn zur Zielscheibe allgemeinen Spottes und auch der Mönch von Montaudon läßt sie nicht ungerügt. „Petre Vidal — sagt er — ist der allerletzten einer. Er hat nicht alle seine Glieder und eine Zunge von Silber thäte ihm Noth. Der Glende, einst war er ein Kürschner. Aber seit er sich selbst zum Ritter geschlagen hat, hat er allen Verstand verloren.“ So geht der Mönch von Montaudon über 15 berühmte Sänger zu Gericht, und wenn der Wiz mit dem Behagen nicht immer gleichen Schritt hält, so kann man ihm wenigstens nicht abstreiten, daß Haß und Verachtung ehrlich gemeint sind. Uebrigens ist auch seiner Satire eine Strophe hinzugefügt, worin an ihm, ganz nach seiner eigenen Weise, Vergeltung geübt wird. „Mit dem sechszehnten dieser Verse — heißt es hier — wird sich der falsche Mönch von Montaudon genügen lassen, der mit Allen Streit und Zank sucht. Er hat Gott um einen Schinken verlassen, und weil er jemals Verse und Canzonen gemacht hat, sollte man ihn in den Wind hängen.“

Mit diesem literarischen Pamphlet wollen wir den Mönch von Montaudon verlassen, dessen burleske Figur jedenfalls den eigenthümlichsten Erscheinungen des schaffenden Naturhumors beizuzählen ist. Aber fast noch wunderbarer möchte uns die Zeit erscheinen, worin ein Mönch, der ohne Rücksicht auf heilige Gelübde im wildesten Treiben der Höfe sich tummelt, die Freuden der Liebe kostet und wenigstens in seinen Liedern vor dem ärgsten Eynismus nicht zurückscheut, mit voller Billigung der geistlichen und weltlichen Autoritäten hohe Achtung bis zum Tode genießt.

Wir wenden uns zu einem zweiten hervorragenden Dichter dieses Kreises, Marcabrun. Wir besitzen über seine Schicksale in den alten Handschriften zwei kurze, jedoch nicht in allen Punkten übereinstimmende Nachrichten. Marcabrun, erzählt die eine, wurde an die Pforte eines reichen Mannes gelegt und Niemand wußte, wer er sei, noch woher. Herr Aldric von Bilar ließ ihn aufziehen und später blieb er so lange bei einem Trobador mit Namen Cercamon, bis er anfang, selbständig zu dichten. Und bis dahin hatte er den Namen Panperdut (Brodlos) geführt, aber von nun an nannte er sich Marcabrun. Und er wurde sehr gefürchtet und gerühmt rings in der Welt wegen seiner Zunge. Denn er liebte so die böse Nachrede, daß die

Castellane von Gujan, von denen er Uebles gesagt hatte, ihn umbrachten. Die andere Version giebt an, er sei aus Gascoigne und der Sohn einer armen Frau, Maria Bruna, gewesen. Auch nach der zweiten Handschrift machte er „böse Gedichte und schlimme Sirventese und sprach übel von den Frauen und von der Liebe.“ In dieser letzten Eigenschaft, so zu sagen als Antierotiker, werden wir ihn näher zu betrachten haben; doch mögen zuvor noch einige bedeutsame Züge aus seinen übrigen Sirventesen folgen. Auch von ihm besitzen wir ganz nach Art des erwähnten Liedes des Mönchs von Montaudon ein Glaubensbekenntniß, worin er mit großer Naivetät über die leitenden Gesichtspunkte seines Denkens und Handelns Rechenschaft ablegt. „Dafür — spricht er — lob ich Gott und St. Andreas, daß Niemand von feinerem Verstande ist wie ich, aber ich mache nicht viel Redens davon. Ich bin so reich an listigem Sinne, daß es sehr schwer halten möchte, mich zu betrügen. Das Brod der Thoren esse ich, wenn es noch warm und weich ist, und lasse meines unterdessen erkalten. So lange des Narren Vorrath aushält, schwöre ich ihm, daß ich mich von ihm nicht trennen könne, aber wenn er kein Brod mehr hat, dann mag er vergeblich nach dem meinigen jammern. In dem Gehege eines Anderen lasse ich lustig und frei meine Hunde bellen, aber mein Besizthum habe ich so geschützt, daß ich ganz allein es genieße. Jeder nehme sich vor mir in Acht, denn mit solchen Künsten gedenke ich zu leben und zu sterben.“ In seinen moralischen Sirventesen wendet sich Marcabrun zunächst gegen die allgemeinen Gebrechen der Zeit und klagt besonders über den Verfall der wahren Liebe und Höflichkeit. Der Ton, welcher in diesen Gedichten herrscht, ist bei manchen gehaltlosen, oft cynischen Ausfällen im Ganzen von warmer Empfindung durchweht und wird eines bedeutenden Eindrucks auf den Leser kaum verfehlen. Wahrhaft gewaltig ist z. B. jenes Bild von dem ungeheuren Baume, der seine Wurzeln tief in die Erde senkt, während seine Wipfel bis in die Wolken ragen. An ihn sind unzählige Menschen gefesselt, alte und junge, Könige, Grafen, Fürsten und Admirale. Denn der mächtige Baum ist die Schlechtigkeit der Welt und Geiz und Habsucht sind die Fesseln, welche die Herzen der Menschen umschlingen, so daß kaum einer sich losreißt. Ein anderes vortreffliches Gedicht besingt den Werth der guten Sitte oder, um den entsprechenden mittelhochdeutschen Ausdruck zu gebrauchen, die mæze. Der würdige Ernst dieses Liedes ist kaum mit den losen Scherzreden des angeführten Glaubensbekenntnisses in Einklang zu bringen, und fast könnte man auf den Gedanken kommen, Marcabrun habe in jenem Schelmenliede nur das egoistische Treiben seiner Zeitgenossen persifliren wollen. Bei der durchweg praktischen Richtung unseres Trobadors kann es übrigens nicht Wunder nehmen, daß er mit mancher der überschwänglich schwärmerischen Strö-

mungen seiner Zeit in Widerspruch gerathen mußte. So scheint er in einem Gedichten der übertriebenen Wanderlust nach Palästina, wenn nicht in offener, so doch in kaum zu verkennender Weise entgegnetreten zu wollen. Er hat es dabei verstanden, diese Opposition, welche ihm leicht als Gottlosigkeit ausgelegt werden konnte, in das Gewand lieblich idyllischer Dichtung zu hüllen. Die Romanze, in welcher dies geschieht, ist eine Perle der Trobadorpoesie, und ich kann mir nicht versagen, hier den Versuch einer metrischen Uebertragung folgen zu lassen, welche allerdings den melodischen Fall provenzalischer Verse nicht erreichen wird.

A la fontana del vergier —

Im Garten an der Quelle klar,  
Die dicht mit Grün umschattet war,  
Am Baume, den das junge Jahr  
Mit weißen Blüthen überstreut  
Und mit der Vöglein muntre Schaar,  
Da nahm ich ohne Freund gewahr  
Sie, die verschmäh't mein scherzend Wort.

Ein Fräulein lieblich anzusehn,  
Des Burgherrn Tochter jung und schön.  
Ihr, dacht ich, wird die Lust erhöh'n  
Das Grün, die Vöglein sangerfreut  
Der jungen Knospen Neuerstehn,  
Und freundlich wird sie Rede stehn.  
Den Irrthum doch sah ich sofort.

Die Thränen flossen in den Bach,  
Ein tiefer Seufzer hallte nach.  
„O Jesus, Herr der Welt — sie sprach —  
„Durch Euch erwächst mir großer Schmerz  
„Mit Leid erfüllt mich Eure Schmach,  
„Der besten Männer Bierde, ach!  
„Hat Eurem Dienste sich geweiht.“

„Für Euch verließ mein Liebster mich  
„Vor Allen schön und tugendlich  
„In bitterm Jammer klage ich,  
„In banger Sehnsucht schlägt mein Herz.  
„Leid treffe König Ludwig,  
„Daß er im Kreuzesheer auch Dich  
„Entführte in die Ferne weit.“

Da ich so klagen sie gehört  
Sah ich mich schnell ihr zugekehrt.

„O Schöne — sprach ich — Euch verwehrt  
 „Das Weinen Farb und Angesicht,  
 „Auch sei das Klagen Euch verwehrt,  
 „Er, der dem Bäumen Grün bescheert  
 „Kann schenken Euch genug der Luft.“

„Herr — sagte sie — wohl glaub ich Euch  
 „Daß Gott so vielen Sündern gleich  
 „Auch mir im schönen Himmelreich  
 „Der Gnade Heil versaget nicht.  
 „Nur raubt' er, was im Erdbereich  
 „Mich freute. Alles gilt mir gleich,  
 „Da er sich schied von meiner Brust.“

Wie man sieht, hat der Dichter seine eigene Stellung zu der behandelten Frage geschickt verdeckt. Fromme Gemüther mochten sich immerhin an seine salbungsvollen Trostesworte halten und dem Schmerze eines liebenden Mädchens mußte auch der ärgste Eiferer seine Klagen verzeihen. Eine Analogie zu diesem Gedichte möchte man in einem Liede des wackern nordfranzösischen Trouvères Ruteboeuf erblicken. Auch er schildert einen Disput zwischen einem Gegner und einem begeisterten Anhänger der Kreuzfahrten. Der böse Zweifler erklärt sich zwar am Schlusse für bekehrt, aber der Dichter läßt gerade ihn mit schlagenden Gründen, den Frommen dagegen mit ziemlich leeren Redensarten ins Gefecht gehen. Bei Marcabrun gingen übrigens die Bedenken gegen die Fahrten ins gelobte Land keineswegs aus unriegerischer oder unchristlicher Gesinnung hervor. Als die maurische Dynastie der Almoraviden in Spanien die christliche Cultur des südlichen Europa mit Gefahr bedrohte, da forderte Marcabrun selbst in feurigem Gesange zum Kampfe gegen die Ungläubigen auf. — Wenn, wie wir gesehen, auch der kühnste Satiriker im Kampfe gegen religiösen Uebereifer nur sehr bedächtig vorgehen durfte, so war dagegen die Verehrung der Frauen im Mittelalter zwar ein ebenso zarter aber doch nicht so gefährlicher Punkt. Gegen diese richtet denn auch Marcabrun die ganze Schärfe seiner Strophen. Um so zügelloser konnte er in seinem Zorne vorgehen, da ihm selbst, wie er sich dessen ausdrücklich rühmt, die holde Göttin der Minne nie das Herz gerührt hatte. „Marcabrun“, sagt er — der Sohn der Bruna, war unter solchem Gestirne geboren, daß er mußte wie die Liebe zerstört. Er selbst liebte nie und wurde nie geliebt.“ Einige Gedichte, welche sich auf ein sinnliches Verhältniß zu einer Frau von sehr zweifelhafter Tugend beziehen, widerlegen diesen Ausspruch in keiner Weise. Liebe war den Troubadors nur jenes schwärmerische Gefühl zu einer edlen Frau, wie sie es in süßen Canzonen und ritterlichen Thaten zu beweisen trachteten. In mehreren Liedern beschränkt sich Marca-

brun darauf, den Verfall der wahren Liebe zu beklagen, in einer *Sirventes* aber setzt er alle Rücksicht bei Seite und gibt der Liebe selbst Schuld an allem Unheil.

„Hunger, Sterblichkeit und Krieg bringen nicht so viel Unheil in die Welt wie die Liebe, die mit List die Herzen umschlingt. Wenn sie Jemanden bis auf die Bahre gebracht hat, so wird ihr Auge nicht naß.“ „Früher war die Liebe gerade, aber jetzt ist sie schief und lahm, und ist so rauh geworden, daß sie unsanfter leckt, wie eine Katze.“ — „Wer sich mit der Liebe in einen Handel einläßt, der verschreibt sich dem Teufel. Ihr Stich ist zwar milder wie der einer Mücke, aber dafür um so schwerer zu heilen. Sie ist wie ein Funken unter der Asche, und wer von ihrem Feuer verletz wird, der weiß nicht mehr, wohin er fliehen soll.“ — Ein solch prinzipielles Auftreten gegen die Liebe mag unter den *Trobadors* einzig dastehen und mußte deshalb bittere Entrüstung und lebhaften Widerspruch hervorrufen. Zwar waren unglückliche Ehen, geprellte Gatten und ähnliche Dinge ein mit Vorliebe behandelter Gegenstand, auch hatte Folquet von Marseille, als er von der treu geliebten *Moalasia* sich trennte, die Liebe ein Licht genannt, welches den armen Schmetterling anfasse, um ihn zu versengen, aber das konnte man der Verzweiflung des Leidenschaftlichen verzeihen. Bei *Marcabrun* dagegen mußte der kaltblütige Hohn doppelt verletzen. Unter den *Trobadors*, welche für den Werth der hohen Minne in die Schranken treten, nennen wir *Peire* von *Auvergne*, den Dichter der erwähnten *Sirventes* gegen seine Dichtergenossen. „Wer die Freuden der Welt zerstört — singt er — setzt seinen eigenen Werth herab. *Marcabrun* ist der Sohn eines niedrigen Geschöpfs und hat sich selbst niedrig erwiesen. Wer seine Natur nicht kannte und nicht wußte, wer ihn geboren, müßte ihn für toll halten.“ Ein anderer *Trobador* vertheidigt die Minne mit dem schlagenden Grunde, daß ohne ihre holde Macht die Welt aussterben müßte. —

Wenn wir nun zum Schlusse einen Blick auf den zurückgelegten Weg werfen, so mag der Gesamteindruck nicht durchweg erfreulich erscheinen. Der rein poetische Gehalt ist in den meisten Liedern, wie das allerdings durch die Natur der Aufgabe fast bedingt wurde, nicht sehr ergiebig; sachliche Gründe werden bei der gereizten Stimmung der Dichter kaum vorgebracht. Alles läuft auf persönliche Beleidigungen des Gegners hinaus und in dieser Beziehung tragen besonders die literarischen Kämpfe deutlich den Stempel des poetischen Faustrechts.

Aber dieser Vorwurf trifft vor Allem das Zeitalter, weniger die Dichter, welche gerade durch die Schärfe ihres Witzes zur Anbahnung glücklicherer Zustände den Weg frei zu machen suchten.

Um nach so mannichfach diffonirenden Weisen mit einem vollklingenden

Accorde zu schließen, sei hier noch einer Strventesgattung gedacht, welche durch den Hauch warmen Gefühls für manche abstoßende verwandte Dichtungsort entschädigt, das Klage lied. Die Klage lieder wurden von den Trobadors auf den Tod hervorragender Gönner und Schützer gedichtet und gaben dem Verluste, welchen die Freunde, die Kunst und das Land erlitten, beredten Ausdruck. Unter der reichen Auswahl dieser Trauer gesänge mögen hier als von hohem poetischen Werthe hervorgehoben werden das Gedicht Folquet's auf den Tod des Grafen Bluiak, Gaucelm Faidet's auf das frühe Hinscheiden des tapfern Richard Löwenherz, sowie endlich das Klage lied Bertran's de Born, welches der edle Sänger seinem treuesten Freunde, dem jungen Heinrich, dem Sohne Heinrichs des Zweiten von England geweiht. Von dem letzteren sei hier die vortreffliche Uebersetzung von Friedrich Diez mitgetheilt, welcher ich die vierte, von ihm nicht übertragene Strophe hinzugefügt habe.

Si tut li dol e'l plor e'l marrimen —

Wenn alle Qualen, Thränen, alles Leid,  
Der Kummer, der Verlust, die herbste Pein,  
Die man gefühlt in dieser Zeitlichkeit  
Versammelt wären, schienen sie noch klein  
Beim Tod des jungen Herrn von Engelland,  
Worüber Ehr' und Hochsinn sich beklagt,  
Die Welt verdükkert, schwarz und finster zagt  
Ganz freudenleer, voll Traurigkeit und Jammer.

Betrübt und schmerzvoll und in tiefem Leid  
Sind nun die wackern Söldner, da er todt,  
Die art'gen Dichter, Sänger weit und breit:  
Kein Feind ist doch so tödtlich wie der Tod!  
Er nahm den jungen Herrn von Engelland,  
Vor dem der Mildeste noch farg erschien.  
Fürwahr nicht hatte diese Welt um ihn  
Und wird nicht haben Thränen gnug und Jammer.

Gewalt'ger Tod, grausam und voller Leid  
Du kannst dich rühmen, daß des Besten, ach!  
Den diese Welt gesehn in aller Zeit,  
Du sie beraubt. Denn höchster Tugend pflag  
Von je der junge Herr von Engelland.  
Und besser wär es, wenn es Gott gefiel,  
Er lebte noch, als böse Menschen viel,  
Die nur den Guten find zu Leid und Jammer.

Er, dem es einst gefiel für unser Leid  
 Zu wandeln hier, der Rettung uns erwarb,  
 Der Herr der Demuth und Gerechtigkeit  
 Der unsrem Heil zu Lieb' des Todes starb,  
 Woll' auch den jungen Herrn von Engelland  
 Begnadigen, wie er selber gnadenreich:  
 Er laß ihn, würdigen Genossen gleich  
 Dort wohnen, wo nicht Schmerzen sind noch Jammer.

Franz Hüffer.

### Der Ausfall der ungarischen Landtagswahlen.

× Kaum eine andere in den letzten Jahrzehnten emporgekommene europäische Nationalität hat sich in Deutschland und namentlich in Norddeutschland so lebhafter und rückhaltloser Sympathien zu erfreuen gehabt wie die ungarische. Schon die Bedeutung, welche die Sache des magharischen Volks für die Gestaltung der deutschen Dinge gehabt hat, brachte mit sich, daß die ungarischen Bestrebungen der letzten Jahre in Norddeutschland kräftige moralische Unterstützung fanden. Ungarn hatte das Verdienst gehabt, ein Pfahl in dem trägen Fleisch des österreichischen Absolutismus gewesen zu sein, Ungarn hatte die deutschen Aspirationen des Hauses Habsburg-Lothringen in Schach gehalten und immer wieder daran erinnert, daß die Austria felix ihren Schwerpunkt im Osten zu suchen habe und mit ihrem Anspruch, die deutsche Großmacht zu spielen, den eigenen Lebensgesetzen ebenso ins Gesicht schlage, wie den deutschen.

Dieses traditionelle Wohlwollen Deutschlands und namentlich Norddeutschlands hat sich auch in schwierigen Proben bewährt. Als der Schmerling'sche Constitutionalismus an dem „Non possumus“ Ungarns scheiterte und dem feudalen entschieden anti-deutschen Dreigrafen-Ministerium Platz machte, hat die nationale Presse Deutschlands kein Wort darüber verloren, daß die neue, den Deutsch-Oestreichern bereitere Enttäuschung ihren Hauptgrund in der ablehnenden Haltung der Magharen gehabt — der Déak'sche Standpunkt wurde vielmehr bis in seine letzten Konsequenzen und ohne jede Rücksicht auf seine Inconvenienzen für das deutsche Element im Kaiserstaat verfochten. Dasselbe geschah, als Ungarn im Sommer 1867 seinen Frieden